

Der Schweizerkönig [Fortsetzung]

Autor(en): **Lavater-Sloman, Mary**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 41

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754896>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MARY LAVATER-SLOMAN

Der Schweizerkönig

ROMAN NACH HISTORISCHEN MOTIVEN UND PRIVATBRIEFEN
DES BASLER BÜRGERMEISTERS JOHANN RUDOLF WETTSTEIN
AUS MÜNSTER UND OSNABRÜCK

8

Ich hoffe es . . .» Johann Rudolf traf seines Sohnes schmerzlich gespannten Blick, da strich er ihm im Aufstehen über die Haare, auch in seinem Blick lag eine Welt von Besorgnis. Er öffnete die Lippen, um seinen Gedanken auszusprechen, aber er schloß den Mund wieder und, leicht an Fritzens blondem Haarschopf ziehend, meinte er: « . . . Ich wollte nur sagen, Fritz, gib dem Grafen den neuen Prachtstuhl, du hast deinen Auftrag gut erledigt.»

D'Avaux war in dem neuen Sessel placiert, Johann Rudolf saß ihm in dem einarmigen Stuhl gegenüber. Er hatte dem Grafen für die Ueberbringung der Schweizer Post gedankt, sie enthielte ein Schreiben, auf das er mit einiger Ungeduld gewartet habe.

D'Avaux schmunzelte. «Mit einiger Ungeduld?» dachte er. Nun ja, mein lieber Bürgermeister, man soll keine Gemütsbewegungen verraten. Es freue ihn, sagte er, ebenfalls in gehaltenem Ton, Wettstein einen Dienst erwiesen zu haben, zumal er in seiner Schuld sei. Er stockte, um Johann Rudolf Gelegenheit zu geben, eine Klage gegen Lucinde vorzubringen, denn er hatte sich seufzend darauf gefaßt gemacht, daß Wettstein seine Bürgerart in dieser Angelegenheit nicht verleugnen und an Vorwürfen nicht sparen würde. Aber Wettstein schien von keiner Schuld zu wissen. Wenn der Herr Graf jedoch mit einem seiner jungen Männer eine Auseinandersetzung wünsche, so würde der ihm Rede stehen.

D'Avauxs Augen weiteten sich vor Erstaunen. Kein Wort über die Gefahr, in die Lucinde den Jüngling gebracht? Keine Andeutung über seine, d'Avauxs Zurückhaltung der letzten Zeit? Fürchtete Wettstein, ihn zu brüskieren? Wagte er nicht, fest aufzutreten? Während der Graf Johann Rudolfs Haltung zu durchschauen suchte, sprach er von dem Verlust, den der Bürgermeister erlitten. Worte und Phrasen fielen von seinen Lippen, aber innerlich stellte er fest, daß Furcht das letzte wäre, das dieses Mannes Mund verschloß. Eher mochte es eine leise Verachtung sein, die ihn über Intrigen und Launen hinwegsehen ließ.

Er ist doch der Mann, für den ich ihn hielt, schloß d'Avaux seine Betrachtung und, noch die letzten Beileids Worte auf den Lippen, lächelte er Johann Rudolf herzlich an. Nicht mit dem undurchsichtig konventionellen Lächeln, das alle an ihm kannten, nein, mit einem Lächeln der Seele.

Johann Rudolf wunderte sich, aber er empfand beglückt die Wärme, die d'Avaux entströmte, und wenn es ihm auch ein Rätsel war, warum der Graf ihm keine Vorwürfe machte, sondern ihn spontan zu Fritzens ritterlichem Sinn beglückwünschte, so fühlte er doch: dieser Mann ist gewonnen . . . Fritz mußte sich gut gehalten haben, sonst säße der Graf ihm jetzt in anderer Gemütsverfassung gegenüber.

Fast übermütig in ihrer gegenseitigen Erleichterung sprachen nun Johann Rudolf und der Graf über den Brief an den Kaiser. Wettstein sagte, daß er hoffe, den Herzog nicht mehr mit der Souveränitätserklärung belästigen zu müssen.

D'Avaux erschrak. Er protestierte, scheinbar nur aus Höflichkeit, im Grunde aber ernstlich besorgt, denn ihm lag alles daran, daß die Eidgenossenschaft auf Frankreichs und nur auf Frankreichs Hilfe zählte. Jetzt, wo eine günstige Antwort des Kaisers durchaus möglich schien, war er vollauf bereit, die hundertmal erbetene Unterstützung freiwillig anzubieten.

Aber nur wie eine Nebensächlichkeit erwähnte er, der Herzog erwarte Wettstein schon seit langem in Münster, um den Friedensartikel aufzustellen. «Als unsern Nachbarn im Elsaß würde ich den Herren von Basel raten, den Anschluß an Ihre französischen Bundesgenossen zu befestigen.» Augen, Stimme, Hände, sogar die vorgebeugten Schultern unterstützten die Eindringlichkeit seiner Worte.

Wettstein hatte die Augenlider sinken lassen, damit kein Blitzstrahl seines inneren Triumphes hervorbrang. «So wäre es gut», sagte er leichthin, «wenn Sie dem Herzog möglichst bald den Entwurf zu besagtem Friedensartikel zukommen ließen.» Johann Rudolf schien die unendlich oft wiederholte Bitte um ein geschriebenes Wort vergessen zu haben, und auch d'Avaux war seines Gedächtnisses beraubt . . . würde d'Avaux jetzt ein bindendes Versprechen geben? Um seine Spannung zu verbergen, hatte Wettstein abermals den Kopf gesenkt: sein Blick ruhte auf den eleganten Stiefeln des Grafen. Sie waren aus hellstem Leder, die weiten Stulpen mit Spitzen gefüttert; mehrmals glitten die schmalen Füße hin und zurück.

«Noch heute werde ich einen schriftlichen Vorschlag aufsetzen; Sie sollen ihn in der Kanzlei des Herzogs finden.»

Johann Rudolfs Herz begann hart zu schlagen, aber sein Gesicht blieb unbeweglich. Der Graf erhob sich, sagte im Abschiednehmen mit verbindlichster Stimme viel Unverbindliches und ließ sich vom Bürgermeister bis zu seiner Karossee begleiten.

Als Johann Rudolf in sein Zimmer zurückgekehrt war, setzte er sich, tief in Gedanken verloren, nochmals in seinen einarmigen Stuhl, den Blick über die verschränkten Arme zu Boden gleiten lassend; da sah er wieder d'Avauxs zierliche Stiefel vor sich, lächelnd schob er die eigenen Schuhe vor und betrachtete sie prüfend . . . eckig, breit und schwer ruhten sie auf dem rauhen Fußboden, schön waren sie nicht mehr, aber sie hatten ihn über manchen schweren Weg geführt, mochten sie nun zeigen, daß sie nicht schlechter zu lavieren verstanden als die zierlichen Stiefel des Grafen.

XVI.

D'Avaux lehnte in seinem Wagen, mit gerunzelter Stirn die Unterredung mit Wettstein überlegend . . . er ist nicht nur ein Edelmann, unser Schweizerkönig, er ist auch klug, dachte er. Das Versprechen eines Friedensartikels hat er mir, weiß Gott, mit aller Sanftheit entlockt . . . vielleicht ist der Kaiser wirklich schon gewonnen. In dem Falle wäre es allerdings günstig, seiner Antwort mit einer Friedensklausel zuvorzukommen, sollten aber die Hoffräte in Preßburg den Kaiser zugunsten des Reiches einnehmen, dann, mein lieber Wettstein, dann haben wir alle Zeit.

D'Avaux beugte sich unter einem plötzlichen Gedanken aus dem Wagenfenster und rief zum Kutscher hinauf: «Zu Kanzler Reigersberger.»

Eine Stunde später fuhr d'Avaux nachdenklich zu seinem Quartier zurück. Mein armer Wettstein, dachte er, es hat nicht den Anschein, als wolle das Reich dem Kaiser freie Hand zu einem huldvollen Geschenk an seine lieben Eidgenossen lassen. Noch ist es für unseren Friedensartikel keine Zeit . . . wir wollen sehen, was die Schweden beschließen . . . politischer Erfolg, mein lieber Wettstein, ist eine langsam reifende Frucht, auch die

Sonne der Freundschaft kann ihr keine schnellere Vollendung schenken, geschweige denn der Lichtstrahl eines verführten Versprechens.

D'Avauxs Diplomategenossen war befriedigt von dem vorsichtigen Schritt, den er bei Reigersberger unternehmen, aber sein Freundesherz empfand es schmerzlich, Wettsteins Glauben an seine Loyalität erschüttern zu müssen. Ja, die Falschheit, wie er seine leidige Pflichterfüllung nannte, saß ihm wie ein Dorn im Fleisch. So schrieb er, heimgekehrt, in ehrlich besorgtem Ton an den Herzog, — Muguin bekam indessen den Zorn zu spüren, den der Graf eigentlich gegen sich selber verspürte, — man möge in der Kanzlei einige möglichst entgegenkommende Zeilen für Wettstein aufsetzen, im übrigen aber müsse man wohl oder übel abwarten, wie der Kampf zwischen Kaiser und Reichsrat sich entwickeln würde.

Der Graf schickte Muguin fort, er legte die Feder, mit der er unterschrieben, nieder und schaute, den Nacken auf die Lehne des Stuhles gestützt, sinnend in das zierliche Fächergewölbe zu seinen Häupten hinauf. Ja, es war schmerzlich, zuerst Staatsmann und dann Mensch sein zu müssen. In diesem Zusammenhang kam ihm Lucinde in den Sinn. Sein Quartier war so weit und leer, gelangweilt sah er sich um; er ob sie nicht baldigst zurückkommen ließ?

Johann Rudolf begann indessen in fröhlicher Gehobenheit seine Abreise nach Münster vorzubereiten. Zwar hatte er an diesem Kongreß gelernt, daß ein Versprechen nicht mehr als nebelhafte Bedeutung hatte, aber diesmal schien d'Avaux in allem Ernste gesprochen zu haben. Johann Rudolfs Zuversicht wurde noch stärker, als er Oxenstierna und Salvius einlenken sah, sobald sie von einer französischen Friedensklausel hörten. Wenn Wettstein ihnen schwarz auf weiß einen Friedensartikel mit Longuevilles Unterschrift zeigen könne, wollten sie ihr Interesse auf die gesamte Eidgenossenschaft ausdehnen, aber ein bindendes, geschriebenes Wort des Herzogs müsse vorliegen.

In sein Losament zurückgekehrt, sagte Johann Rudolf zu den Männern: «Morgen reisen wir nach Münster.» Fritz sah den Vater besorgt an: schon seit Tagen ging er nur mit Mühe umher. Heute, nach der Konferenz, lag das fieberhafte Glühen in seinen Augen, das Fritz als das Zeichen eisern zusammengeballten Willens kannte; der innerliche Krieg war wieder nach zwei Fronten ausgebrochen; Krankheit und politische Widersacher. Während des Einrückens sah er, daß der Vater von Stunde zu Stunde schwerer litt . . . er würde morgen unmöglich reiten können.

Sollte Fritz recht bekommen? Die Nacht über rang Johann Rudolf mit den grausamsten Schmerzen, aber er durfte niemanden zu Hilfe rufen, denn sonst würde sein Völklein von vier Eidgenossen ihn hindern, morgen abzureisen und er mußte sobald als möglich in Longuevilles Nähe kommen; jetzt galt es, jetzt durfte er nicht versagen; das Eisen war heiß, nun hieß es den Hammer geschwungen.

Die Kinder des Wollenwebers, die im Gang vor seiner Türe schliefen, quäkten und weinten, daß Gott erbarm. Johann Rudolf beneidete die junge Brut, daß sie aufbegehren durfte, wenn sie mit dieser herrlichen Welt nicht zufrieden war. Er mußte seine Qual stumm herunterwürgen und meinte doch, nur ein einziges gewaltiges Brüllen des Schmerzes und ihm würde Erleichterung werden. Aber kein Ton kam über seine Lippen und wenn ihm alle Gelenke und Glieder wie von Folterknechten abgedreht wurden.

(Fortsetzung Seite 1286)

Copyright by Verlag Rascher & Co. A.-G., Zürich

Als der Märzorgen blaßgolden durch die runden Scheiben leuchtete und ein erstes zartes Vogelgezwitscher vom nahen Frühling phantasierte, fühlte Johann Rudolf die Mutlosigkeit wie eine graue Decke über sich fallen. Ein steifer, kranker Klotz, lag er in seiner Bettkiste und draußen wurde es Frühling... ach, noch einmal jung und gesund sein und auf frischen Beinen stehen; ohne Schmerzen in die Welt hinausreiten und den widerspenstigen Körper vergessen zu dürfen!

Giggishans öffnete vorsichtig die Türe und trat ein, Wettstein konnte ihm nur die Augen zuwenden. «Hole den Korporal», sagte er matt, «er muß helfen, aber verate dem Buben nicht, wie du mich gefunden hast. Nur das Aufstehen ist schlimm, nachher geht es schon.»

Als die beiden Männer vor Wettsteins Bett standen und Giggishans schon die Hände erhoben hatte, um seinen Herrn in die Höhe zu ziehen, sanken sie ihm mutlos nieder, sein Blick suchte ratlos die Augen seines Genossen, der verstört in Wettsteins eingesunkenes Gesicht blickte.

«Fangt an», schrie Wettstein verzweifelt, «es muß sein. Kümmerst euch nicht um mein Stöhnen... los!»

Hans und der Korporal packten fest zu, richteten ihren Herrn auf, kleideten ihn, zogen ihm die Stiefel an und stellten ihn auf die Beine... mehrmals hielten sie inne, weil sie den Körper des Kranken schwer wie einen Leichnam in ihren Armen fühlten. Als Johann Rudolf endlich reisebereit am Bettposten lehnte, wischte Giggishans ihm den Schweiß von der Stirn und einige Blutstropfen von den Lippen.

Ruedi und Fritz hatten inzwischen den Planwagen gepackt, mit dem Wollenweber abgerechnet und standen nun wartend bei den Pferden. Fritz machte sich im Wagen zu schaffen, um nicht sehen zu müssen, wie sein Vater litt, als man ihn auf das Pferd hob. Ruedi Burckhardt brummte und schimpfte vor sich hin, es sei eine Schande, daß der Schweizerische Gesandte keine sammetgefütterte Karosse habe, um weich und warm durch diesen kalten Märzorgen zu fahren; aber sein junges, stürmisches Herz schwoll ihm in Verehrung zu dem Manne, der nur einen Leitstern kannte, die Pflicht, und wenn er darüber in Stücke ging.

*

In Münster begab sich Johann Rudolf noch am Tage seiner Ankunft zum Herzog. Er wurde von Longueville mit aller Zuverlässigkeit aufgenommen und erhielt bereitwillig Einblick in den Entwurf, den die Kanzlei auszuarbeiten im Begriff war.

Wettstein wurde es vor Schrecken und Enttäuschung flau zumute, als er die nichtssagenden Phrasen las, und dachte in aufwandelndem Zorn: mit diesem windigen Artikel locken wir keinen Hund hinter dem Ofen hervor, er ist vollständig wertlos!

Er räusperte sich und sprach dann möglichst ruhig seine Enttäuschung, in die diplomatische Sprache übersetzt, dem Herzog aus.

Longueville nahm sein Lognon vor die Augen, ein Zeichen höchster Reserviertheit. «Sie werden, Herr Gesandter, doch nicht an unserer Geneigtheit der Eidgenossenschaft gegenüber zweifeln?»

Wettstein mußte wohl oder übel seinem Vertrauen Ausdruck geben, wenn er auch innerlich über die welschen Possen schäumte. Hatte er sich dennoch in d'Avaux getäuscht, war kein Funke menschlichen Verstehens weder in ihm noch in Longueville? Aber, nein, nein, Wettstein zürnte sich selber, daß er es nicht lernte, den Diplomaten vor Menschen zu trennen. Ein Gesandter hat das Interesse seines Landes zu wahren und nicht Freundschaften anzuknüpfen.

Aber so sehr Johann Rudolf sich selber zu beschwichtigen suchte, so schwer wurde es ihm, sich aus dem Gerümpel des Zornes und des Mißtrauens zu befreien. Endlich erinnerte er sich daran, mit welcher Noblesse d'Avaux alle Schuld nach Fritzens Torheit auf sich genommen und rief sich die vielfachen Erzählungen, die über großmütige Taten des Herzogs in seinem Neuhäutler Fürstentum umgingen, zurück. Nur Geduld, nur kein blinder Zorn, wer sich zur Wut hinreißen läßt, ist der Schwächere. Longueville sollte ihn nicht bodigen.

«Ich lasse ihn nicht los», sagte er zu Ruedi, als er sein Losament betrat. «Nach zwei, drei Tagen werde ich wieder Einsicht in den Friedensentwurf verlangen.»

«Es ist ein Brief aus Basel gekommen», lenkte Ruedi ab.

«Lies vor. Ich hoffe, die Herren geben mir feste Instruktionen über die Formel der Unabhängigkeitserklärung.»

Ruedi schwenkte den Brief in der Hand, den er als seines Onkels Sekretarius schon zuvor geöffnet hatte. «Unsere Basler Herren Räte sind weit entfernt von Begeisterung über die Möglichkeit einer freien Eidgenossenschaft. Sie fürchten, wenn wir zuviel verlangen, wird man uns nicht einmal die Exemption bestätigen.»

Johann Rudolf brummte ein paar Kraftwörter in seinen Suppenteller hinein, den er in wütender Hast auslöfelte... «lies, was die Herren schreiben.»

«Den Eingang überspringe ich, Onkel.» Ruedi suchte und wandte den Bogen um... «so, hier kommt's»

«Wir haben uns zwar erinnert, was etwa vor Zeiten bei dergleichen Friedensbeschlüssen des gemeinen hel-

vetischen Leibs halber für ein Stylus gebraucht worden. Dieweil aber die Zeiten und Geschäft veränderlich und die Beschaffung des Gegenwärtigen Euch, Herr, zum besten bekannt, will uns das sicherste und wägst bedürken, die Sache Eurer rüchlich bekannten Discretion und Fürsichtigkeit gänzlich zu überlassen, mit freundlichem Ersuchen, daß Ihr dieses Orts vornehmen wolle, was zu des gesamten, eidgenössischen Leibs Autorität und Ansehen ersprießlich sein mag.»

Johann Rudolf legte sich in den Stuhl zurück. «Ich erkenne den Herren hoch an, daß sie mir freie Hand lassen... vor Verantwortung habe ich mich nie gefürchtet... sie helfen mir nicht, sie werfen mir aber auch keinen Knüttel zwischen die Beine; es ist gut, Ruedi. Auf diesem Brief können wir ruhig sitzen. Hans! Bringe uns noch einen Krug Wein!»

«Es hat für heute keinen Tropfen mehr, Herr Bürgermeister, aber Dünnbier ist noch da.»

«Sind das die neuen Sparmaßnahmen, Hans?»

«Unsere Haushaltungskasse ist leer.»

«Die Heimat hält uns kurz... Tut nichts, Hans, auf Wein und Kuchen kommt's nicht an. Bringe nur dein Dünnbier.» Er seufzte gequält auf. «Ich würde auch von Wasser und Brot leben, wenn es mir dafür gelänge, die hohen Herren uns zu Willen zu kneten.» Er drückte beide Hände zu Fäusten, als hätte er sie schon zwischen den Fingern. Seine klugen Augen leuchteten in gesammelter Energie. «Wir werden unser Ziel erreichen, wir müssen es erreichen, Kinder!»

Aber der Herzog war kalt und zielt wie ein Fisch. So oft Johann Rudolf meinte, jetzt habe er ihn fest in Händen, bei der nächsten Audienz glitt er ihm dennoch davon, und Johann Rudolf mußte alle Künste seines beweglichen Geistes spielen lassen, um dem Herzog abwärts ein Versprechen abzurufen. Verzweifelt sagte er eines Tages zu Ruedi Burckhardt:

«Wir müssen den französischen Artikel haben, biegen oder brechen. Volmar drängt; er betont immer wieder, der Kaiser würde uns nur dann erhören, wenn wir ihm mit dem französischen Artikel ein Schreckensgespenst an die Wand malen.»

So arbeitete Johann Rudolf unermüdlich fort und trug Sandkorn nach Sandkorn von dem Berge seines Vorhabens herbei. Sein stahlharter Wille war durch keine Ablehnung und kein Ausweichen zu brechen. Endlich, endlich, Mitte April, sah er mit eigenen Augen den Entwurf zu einem brauchbaren Artikel, zwar nur den Entwurf, aber vielleicht daß er genügte, die Schweden umzustimmen? Also auf denn, nochmals nach Osnabrück.

Diesmal ritten die fünf Männer, nur mit dem nötigsten Gepäck versehen, den bekannten Weg gen Norden.

Der Morgen war strahlend emporgestiegen. Wie beschwingt galoppierte die Kavalkade dahin; durch weiche Wiesen und Aecker, die in seliger Frühlingserfreutheit dem unermesslichen blauen Himmel zu Füßen lagen. Weiße Wolkenschiffe trieben mächtig dahin, jagten einander und stießen ihren dicken Rumpf Bord an Bord, daß sie verschmolzen oder in Fetzen auseinandertrieben. Hin und wieder wandelten sich die weißen Segel der Hoffnung in die schwarzen des Kummers, denn es war ja April, wo Lachen und Weinen ineinanderfließen. Dann verbarg die Sonne ihr Angesicht und ein Regenschauer brach hernieder; die Schlacht da oben wogte ungleich hin und her; am Ende aber siegte die Sonne, vernichtete die ganze Flotte praller Wolkenschiffe und herrschte wieder allein und strahlend über die unendliche Bläue.

Johann Rudolf und sein Gefolge ritten schließlich wohlgenut, aber naß bis auf die Knochen bei Freund Wollenweber ein. Der hatte noch dasselbe Stück auf dem Webstuhl. Wettstein schlug dem guten verkümmerten Mann im Vorübergehen auf die Schulter. «Mein Webstück ist auch noch nicht fertig; das Schiffchen, das ich hier auf der Hand geleigt, wird weiter durch die Fäden fliegen. Wir wollen sehen, wer früher fertig wird, Jan, du oder ich.»

An Johann Rudolfs Webstück aber war während seiner Abwesenheit mancher Faden gerissen: Die Schweden hatten eigene Dinge im Kopf und das schweizerische Anliegen völlig vergessen. Dazu war Oxenstierna abwesend und Dr. Adler Salvius litt an der Gicht.

Als Wettstein bei ihm eintrat, selber nur mit Mühe auftretend, wußte der Gesandte von nichts anderem zu reden als von den Schmerzen, die er litt.

«Mein Teurer», sagte er in strafendem Tone zu Johann Rudolf, «Ihre Schmerzen sind ein Kinderspiel gegen die meinen. Was ich aushalte, ahnt niemand; jeder andere wäre längst nach Hause zurückgekehrt! Was hört man zum Beispiel von Torstenson! Er, ein sogenannter Oberbefehlshaber, läßt sich in einer Sänfte dem Heere nachtragen, weil er der Gicht nicht Herr zu werden vermag... lächerlich!»

Johann Rudolf vermied es, von den eigenen Leiden zu sprechen, wußte er doch, daß Salvius ihm nie vergeben würde, gleiches wie er auszuhalten, aber er war ein geduldiger Zuhörer.

Salvius gewöhnte sich an seinen Schweizer Besucher, dem er stets als erstes das Bulletin der Nacht entgegenrief. So verging eine Woche, es vergingen zwei Wochen; Salvius wanderte wieder, mächtig wie ein beweglicher Turm, umher. In sein durch Anteilnahme erweichtes

Gemüt war der Same dessen, was Johann Rudolf ihm sanft, aber dringlich gepredigt, eingesunken und trug nun endlich die erhoffte Frucht.

So war denn Salvius mit seinem Freunde Wettstein völlig einer Meinung, daß die Eidgenossenschaft eine besondere Struktur habe, die vielgestaltig und dennoch einig, ein Unikum unter den europäischen Staaten sei.

«Katholiken hin oder her», sagte er eines Tages zu Wettstein mit einem Eifer, als gälte es einen letzten Ueberzeugungsversuch von seiner Seite, «ich habe immer behauptet, in der Eidgenossenschaft spielt die Konfession keine Rolle. Mit voller Souveränität begabt, wird Ihr Land als ein Felsblock inmitten der Brandung den Großmächten nur von Nutzen sein... ich denke, Sie werden mir nicht widersprechen.»

Johann Rudolf widersprach nicht, aber das Strahlenbüschel kleiner Fältchen umspielte seine Augen, und die Mundwinkel hoben sich leicht. Während Salvius, weitumbauscht von seinem Schlafrock, das Zimmer in der Erregung eines Siegers durchnah, breitete Johann Rudolf den Entwurf zum Schweizer Friedensartikel aus.

«Ich kann mich Ihren Argumenten nicht verschließen», sagte er leichthin, «so müßte denn der Herr Gesandte einzig nach den Worte ‚helvetii‘ den Zusatz ‚protestantes‘ streichen.»

Salvius wehte heran, ergriff die Feder und schob mit zwei mächtigen Federstrichen den Stein des Anstoßes beiseite. «Und nun, mein Lieber, stellen Sie mir das Definitivum ‚kurz und nervose verfaßt‘ zu. Im Verein mit Oxenstierna werde ich d'Avaux veranlassen, auch seinen Artikel bereitzuhalten.»

Auf dem Heimweg sprach Johann Rudolf bei Volmar vor. Er erzählte ihm von seinem schwedischen Erfolg. Volmar lachte: «Ich würde Sie am liebsten nach Preßburg senden, um auch den Kaiser um den Finger zu wickeln.»

«Es scheint allerdings notwendig, etwas zu unternehmen: nicht vier, sondern zehn Wochen warten wir nun schon auf die Antwort des Kaisers! Was halten Sie davon, Volmar?»

«Mein lieber Bürgermeister, die Hofräte sind eine schwerbewegliche Instanz und immer bereit, vor dem Reich zu Kreuze zu kriechen. Herr Zwyer schreibt mir, daß Ferdinand bereit sei, Euch in allem zu willfahren... aber, die kaiserliche Macht steht auf schwachen Füßen.»

«Und doch ersehnen wir unsere Exemption einzig und allein aus des Kaisers Hand.»

«Mit aller Kraft unterstütze ich Sie, Wettstein, als Freund und als Vertreter des Habsburger Erzhauses; aber bringen Sie mir endlich den definitiven Artikel der Franzosen und Schweden.»

«Wären die Gesandtschaften wenigstens an einem Ort versammelt, so hätten wir schon manchen Tag gewonnen.»

«Es verlautet, daß sämtliche hiesige Vertretungen noch am Ende des Monats nach Münster übersiedeln werden.»

Johann Rudolf dachte, dann reisen wir voraus. Es lag ihm nicht daran, im Staub der Karossen und Dienertügel hinterdrein zu reiten.

So machte Wettstein an einem strahlenden Maienag zum viertenmal den Ritt über den Teutoburgerwald. Sonnenpfeile blitzten über den warmen Boden des Waldes; ein süßer Duft stieg auf und hing sich an das zartgrüne Unterholz. Unbewegt war die Luft; das Singen der Vögel klang von weicher in zarten Lockrufen. Wo das strenge Tannengehölz in den silbergrünen Laubwald übergang und der braune Nadelteppich mit dem Muster giftgrüner Mooskissen an den kupferglühenden Boden des Buchenhaines grenzte, wehte der Duft von wilden Rosen den Reitern entgegen. Falter und Bienen spielten in den sonnenwarmen Lichtungen. Rehe, die wie leblos bei dem Nahen der Reiter gestanden, flohen in schwebenden Schwänzen über Gräser und niedere Büsche davon. Auf schwankendem Zweige schmetterte ein Fink sein Frühlingslied, und aus der Tiefe des Waldes rief der scheue Pirol seinen neckenden Ruf; hoch über den Wipfeln aber zog ein Volk von Störchen mit gleitendem Flügelschlag den heimatlichen Nestern zu.

Ruedi hatte den Hut abgenommen, als müsse er ihn vor der Majestät des Sommers ziehen, und Fritz hub an zu singen:

«Wohlan, die Zeit ist kommen,
Mein Roß, das muß gesattelt sein,
Ich hab mir's vorgenommen,
Geritten muß es sein.»

Und Ruedi fiel mit seiner starken Stimme ein:

«In meines Vaters Garten,
Da steh'n viel schöne Blum',
Drei Jahr mußst du noch warten,
Drei Jahr sind bald herum.»

Der Kaiser streit' fürs Ländle,
Der Herzog für sein Geld,
Und ich streit für mein Schätzle,
So lang es mir gefällt.

So lang ich leb' auf Erden
Sollst du mein' Liebste sein,
Und wenn ich einst gestorben bin,
So kommst du hinterdrein.»

Giggishans und der Korporal brummten mit und Johann Rudolf meinte im Spiel der Sonnenstrahlen die goldene Schrift zu erblicken, in der das große Freiheitsversprechen aufgezeichnet war. (Fortsetzung folgt)